

## Der Styl Humboldts.

---

Humboldt war ganz dazu angelegt, zu genießen, im höchsten Sinne dieses Wortes. Er konnte also auch arbeiten, schaffen — insofern ihm dies Genuss war. Denn nicht nur das Schöne, wo und in welcher Form er es fand, sondern auch die Wirklichkeit, überall wo und wie sie sich ihm darbot, suchte er zu genießen, d. h. *in seine Empfindung* [sein Gefühl] *zu verwandeln*. Das war freilich nicht möglich ohne tief eindringendes Verständnis, und so lässt sich auch sagen, dass er zum Verstehen geschaffen war, d. h. er war geborener Philologe im hervorragendsten Sinne.

Ohne ein gewisses Productions-Vermögen versteht man nicht. Er hätte weder die Poesie noch die Wirklichkeit verstanden, wenn er nicht selbst einen Grad poetischer Schöpfungskraft und praktischer Befähigung in sich gehabt hätte. Dies beweisen nach jener Richtung seine Uebersetzungen griechischer Dichter und seine Sonette; nach der andren Richtung hin beweist das seine Tätigkeit als Beamter und Staatsmann. In letzterer Beziehung zeigte er, wie sehr ein von der Idee der Menschheit erfüllter, mit dem allgemeinsten Blick für die Erkennung der Wirklichkeit ausgestatteter Staatsmann vor Irrtümern geschützt ist, denen die zum Handeln sogar viel tüchtigeren, aber in der allgemeinen Theorie, in der Höhe und Weite der Betrachtung ihm nachstehenden Staatsmänner, wie einige seiner Zeitgenossen, gar zu leicht verfallen.

Konnte also auch H. produciren, so war dies doch nicht sein Beruf; und so wenig wie Praktiker, war er Schriftsteller, nicht bloß nicht Dichter, sondern auch nicht Prosaiker. Er schreibt (V, 39 f.): *Wieder gesehn habe* 1 *ich aber bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich* *nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell* *und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat.* Statt nun, dass ihn 4 diese Erkenntnis hätte anfeuern sollen, die Schwierigkeit zu überwinden, wie es den echten Schriftsteller, dessen Beruf doch eben auch ein praktischer ist, hätte tun müssen; statt einzusehen, dass es nach der Natur des menschlichen Geistes nicht anders sein kann, und sich zu entschließen, die belehrende Tätigkeit danach einzurichten, sagt er: *Der Himmel soll mich davor* 5 *in Gnaden bewahren. Habe ich mir eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an,*

sie nun auch einem Andren auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht. Er studirt die Griechen und schreibt er (das.): *ich muss hinzusezen, dass auch der Schatten von Lust, ein*  
 10 *thütiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.* Danach ist es mir freilich kein Zweifel, dass der Minister und Agitator Stein mehr Grieche war als H.; aber dieser hat die Griechen besser verstanden, und nur sie verstehen und genießen, nicht ein Grieche sein, wollte er.

In andrem Zusammenhange, aber auf dasselbe hinauslaufend ist folgende Aeußerung (das. 47). Er weiß, wie viel zur Aufhellung des theoretischen und praktischen Lebens der Griechen noch zu tun ist und zählt einige  
 12 *Desiderata* auf, die er ausführen könnte; aber er fügt hinzu: *Doch liegt mir überhaupt wenig an eignen Arbeiten, das meiste nur am Studieren, und darin würde mich eine so schwierige und weütläufige Arbeit sehr hindern.* In einem  
 15 *Briefe an Körner* von 1795 (S. 46) sagt er: *Das Lernen und Wissen hat für mich zu viel Reiz und zu große Wichtigkeit.*

*Außere Umstände* (Z. 7) haben ihn freilich nicht gezwungen; aber zur Praxis ist er übergegangen, in der Zeit als ein Mann mit Kraft und Begabung es dem Vaterlande schuldig war, ihm seine Fähigkeit zu widmen. Zum Schriftsteller zwar mag ihn auch äußere Veranlassung, wie Rücksicht auf die Freunde, namentlich die Mitgliedschaft der Akademie gemacht haben. Unser Werk aber, das Werk seines Lebens (denn das ist es!) ist doch aus einem ganz andren, gar nicht so äußerlichen, einem ganz innern Triebe, entstanden, wenn auch freilich eben so wenig aus einem schriftstellerischen. Er schreibt an Goethe (*G.'s Briefwechsel mit den Gebr. v. H.* S. 297. den 6. Jan. 1832):

17 *Indefs ist es mir auch, als wäre ich mehr, als je bisher der Fall war, auf den Punct gekommen, auf den sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der*  
 20 *Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, das was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt zugleich mit mir davonzutragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man außer sich dargestellt in andre über-*  
 25 *gehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht.* [Hier die  
 28 *zu 24, 11 citirte Stelle, dann:] ... Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit und ich fühle mich glücklich, dafs diese sich jetzt in mir*  
 30 *in festern Richtungen bewegt.*

H. kannte die Art seiner Befähigung sehr wohl. Er schreibt an Wolf 1796 (V, 175, 31): *Wenn ich zu irgend etwas mehr Anlage, als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener*

9. *sexen*] sic! nicht *tx*.

22. *zugleich*] geht auf *davonzutragen* und *zurückzulassen*, also = sowohl — als.

*Dinge, einem Zusammennehmen mehrerer Seiten, und dem Entdecken der Einheit in einer Mannichfaltigkeit von Erscheinungen.* Diese Eigentümlichkeit der Begabung H.s stempelte ihn für dasjenige Gebiet, welches wir das der Einleitungen nennen, nämlich dasjenige, wo eine einzelne Disciplin mit andren, und sie alle mit den höchsten Prinzipien zusammentreffen. Insofern hat sich H. sogar schon verkannt, wenn er meint, er sei wegen seiner Fähigkeit die Einheit in einer Mannichfaltigkeit von Erscheinungen zu entdecken dazu berufen, *eine Charakteristik unserer Zeit* auszuarbeiten oder *eine vergleichende Anthropologie* (das. 176). Er lässt es in der Tat *dahingestellt sein*, ob er auch nur die erstere *ausführen werde* (das. 169); nur die *Einleitung* dazu beschäftigt ihn wirklich, in der er viele zu jener Charakteristik *gehörige Grundideen vortragen* wollte. — So ist denn auch sein Hauptwerk eine *Einleitung*, nicht in die Kawi-Sprache, sondern in das vergleichende Sprachstudium: hier wollte er den Punkt aufhellen, wo Sprachwissenschaft und Geschichte der Menschheit sich berühren, indem sie in die Metaphysik einmünden.

Nicht aus dem Wesen solcher Einleitungen, welche recht wol einen in sich geschlossenen Kreis von Objecten enthalten können, und also einer vollendet objectiven Darstellung fähig wären, sondern aus dem persönlichen Charakter H.s folgt die Mangelhaftigkeit seiner Darstellung, seines Styls. Er selbst leitete diese daraus ab, dass ihm Methode gefehlt habe (V, 175, 1); und er scheint darunter das zu verstehen, was wir sorgfältige Schulung nennen, wenn er nicht doch vielleicht sich noch etwas andres darunter gedacht hat, da er hinzufügt, dass dieses *Gebrechen radikal* (das. Z. 3) in ihm sei, und dass er ebenso notwendig an sich selbst, als an seinem Gegenstande arbeiten müsse (das. Z. 8). Und er hat viel an seinem Styl gearbeitet. Denn er sah wohl ein, dass man sich nicht bei *der Wahrheit der Materie der Gedanken* beruhigen dürfe, sondern auch *nach vollkommener Deutlichkeit und Bestimmtheit ihrer Form zu streben habe* (an Körner S. 36).

Ich kann aber nicht sagen, dass es ihm gelungen sei, die Fehler seines Styls zu überwinden; sie saßen zu tief und folgten aus seinem intellectuellen Charakter. Darum kehren sie in seinem letzten großen Werke genau so wieder, wie in seinen Aufsätzen in Schillers Horen. Nämlich H.s Styl war und blieb durchaus subjectiv.

Was ich darunter verstehe, will ich an einem Satz von ihm selbst entwickeln. Er sagt 228, 8, *in der geistvollen Prosa zeichne sich die ganze lebendige Entstehung des Gedankens, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande.* In H.s Prosa findet dies zwar in höchstem Maße statt, und insofern ist seine Darstellung durchaus charaktervoll; aber nicht das objective Ringen, wie es in der Natur des allgemeinen Geistes und des Objects liegt, nicht die Entstehung des Gedankens, wie er sich im Menschen überhaupt aus dem Zusammenwirken des Objects mit dem Subject erhebt, sondern wie dieses Ringen psychologisch sich in H.s individueller Subjectivität vollzog, zeichnet sich in seiner Darstellung, die eben darum ganz subjectiv bleibt, und nur durch vollstes Eingehen in seine Subjectivität verstanden werden kann. Seine Gedanken gestalten sich darum nicht *wie eine freie unmittelbare Eingebung*,

sie werden nicht, abgelöst von den Zurüstungen und Mitteln des Bewusstseins, frei und als *selbständige* Wesen hingestellt. Sie tragen nicht ihre eigene objective, darum auch allgemein gültige und notwendige Gestalt an sich, sondern nur eine psychologisch-subjective, zufällige Form.

Wenn der Schriftsteller *bildend* und *stimmend* verfahren soll (vgl. Einl. zu § 20): so verfährt H. selten bildend, sondern meist nur stimmend; er ist kein Homer, sondern ein Ariost — leider ohne des Letztern Leichtigkeit. Daher begegnet es ihm, dass er wol in jedem Leser die besten Gedanken und höchsten Gefühle weckt, die dieser in sich trägt, aber nicht H.s Gedanken. H. schreibt meist ganz unplastisch; und durch solche Weise empfängt wol jeder von ihm Impulse, aber es wird ihm nicht die bestimmte Kraft des beabsichtigten Gedankens mitgeteilt.

Dies zeigt schon der Plan des großen Werkes (vgl. unsere Darlegung desselben), der so wenig durchsichtig ist, weil sich die Glieder des Grundgedankens nicht auch in den Formen der Darstellung klar absondern. Ueberhaupt scheinen in H.s Darstellung die Gelenke verrenkt und mit Fleisch und Fett überzogen. Die Darstellungsweise H.s erinnert mehrfach an die platonische Form — nur mit dem Unterschiede, dass, was bei Plato als Kunst dramatischer Nachahmung, und insofern sehr objectiv erscheint, sich bei H. als einseitige Wirklichkeit kund gibt. Vielleicht ist gerade darum aus H. für Plato um so mehr zu lernen.

Wenn H.s Darstellung nicht objectiv und plastisch in dem Sinne ist, dass er die Formen der Sache, die immanente Gliederung des Begriffs, nicht im Ausdruck wiedergibt,\*) so ist er noch weniger ein didaktisches Talent. Er versteht es nicht, sich in die Seele des Lesers zu versetzen, zu berechnen, was bei diesem vorausgesetzt werden dürfe, und was er hinzutun müsse, um ihn vorzubereiten, wie ein Gedanke überhaupt fasslich hingestellt werden könne.

Er kann den Gedanken noch nicht objectiv darstellen: denn er ringt noch mit demselben, er will sich selbst darüber aufklären und ist noch nicht Herr darüber, er hat den Gegenstand noch nicht bemeistert.

Nicht der Umstand trägt die Schuld an den Mängeln seines Styls, dass er, wie er selbst sagt, seine wertvollsten Gedanken, seine Grund-Ideen, *einem glücklichen Zufall, einem gewissen Takt verdankt* (an Körner 1794. S. 35): denn das gilt wol von allen Meistern des Gedankens. Aber die concipirte Idee, sei sie eines Denkers oder eines Dichters und Künstlers will nun nach der Conception erst streng bearbeitet werden. H. dagegen vermag es nicht, den objectiv in seinen Gedanken liegenden Zusammenhang auch für sein eigenes Bewusstsein und das Verständnis eines Andreu subjectiv zu erfassen und darzustellen, die Objectivität seiner Ideen in subjectiver Durchsichtigkeit hinzustellen.

\*) H. selbst sagt von seinem Styl in einem Briefe an Körner von 1794 (*Ansichten über Aesthetik u. Literatur von W. v. H. Seine Briefe an Körner*. Herausgegeben von F. Jonas. S. 34): *Vertheilung des Einzelnen nach einem zweckmäßigen Plan und daraus entspringende Haltung des Ganzen ist das, wonach ich fürs erste vor allem streben muss.* — Er hat es nie erreicht.

Schon deswegen kann H. seine Form der Darstellung nicht wählen. Er kann dieselbe nicht der Gelegenheit anpassen, noch einer Laune folgen oder sich einer besondern Absicht hingeben. Er kann dies aber auch aus einem andren Grunde nicht. H. denkt klar und deutlich; aber seine Gedanken finden schwer die Einkleidung in Worte. Die Sprache ist ihm nicht ein Gewand, das er frei um seine Gedanken schlägt, damit diese hindurchscheinen; sondern sie gehört zu ihrem Fleisch und ihrer Haut. Er denkt wirklich in Worten, die Sprache ist ihm ein Organ des Denkens: darum kann er den Gedanken nicht losschälen von der Sprachform, in der er ihn gefasst hat. Weil sein Gedanke im Wort entsteht, geboren wird, so kann er über dieses nicht schalten und walten; es sitzt am Inhalt selbst.

Hiermit soll also nicht gesagt sein, dass H. langsam geschrieben und an der Fassung seiner Gedanken vielfach geändert hätte; seine Mss. wie seine Dictate beweisen fast das gerade Gegenteil. Wenig Schriftsteller werden während ihrer Darstellungen am Ausdruck so wenig streichen und verändern, als H. getan hat. Das Wort floss ihm, wie berichtet wird, auch mündlich, wie schriftlich unmittelbar zusammen mit dem Gedanken, und wir müssen uns diesen Strom recht lebhaft denken; aber dieser Doppelstrom floss in einem Bett und seine doppelartigen Wasser ließen sich nicht spalten. Das Wort floss mit dem Gedanken aus ihm und für ihn, aber nicht für den Leser.

Dies hat eine merkwürdige, aber ganz notwendige Folge. Nicht sowohl, dass er ein consequenter Denker ist (was er in der Tat ist) muss für H. als charakteristisch gelten; sondern die Einheit seines Bewusstseins in denselben Worten muss hervorgehoben werden. Er, der sich auf so mannichfachen Gebieten des Erkennens bewegt, bringt überall dieselben Principien mit und macht dieselben überall geltend. Der Metaphysiker und der Aesthetiker und der Sprachforscher in H. sind derselbe Denker; seine Welt-, seine Kunst-, seine Sprach-Anschauung werden von denselben Grundgedanken beherrscht und hängen aufs engste zusammen. Aber auch zeitlich ist er immer derselbe: der junge H. und der Staatsmann, der Freund des Jena-Weimarer Kreises und der Einsiedler von Tegel erkennen dasselbe Ziel des Strebens mit denselben Mitteln. Und dieselben Gedanken hängen bei ihm an denselben Worten und sprachlichen Wendungen überall und zu allen Zeiten.

Dies ist für die Interpretation höchst günstig. Aus welcher Zeit auch eine Aeußerung stammt, sie hängt mit allen des Mannes zusammen, und die früheste kann zur Erklärung der spätesten dienen; und jede hat ihr Stichwort oder Leitwort, woran die Gleichheit zu erkennen ist. Ich weiß nicht, ob eine so feste gediegene Einheit in der litterarischen Welt ihres gleichen wieder findet.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Betrachtung des intellectuellen Wesens H.s auf seine Darstellungsweise näher ein.

Da er eben nach Erkenntnis nur strebt, nur sucht, so ist er frei von Systematik; aber darum hat er auch kaum jemals eine Disposition, und noch weniger kann er sich an sie binden und sie streng verfolgen. Die Invention herrscht so vor, dass er zur Disposition nicht leicht gelangt. Hierüber haben wir auch schon (S. 26 Anm.) sein Selbstbekenntnis gehört. Daher sind nun

aber auch weiter nicht nur die Teile höchst ungleichmäßig ausgeführt; sondern die einzelnen Gedanken erhalten auch nicht die gerade für die Gelegenheit passende Behandlung. Sie erscheinen nicht als Glieder einer Kette, als Fäden eines Gewebes, sondern behalten immer ihre Selbständigkeit. Jeder Gedanke ist an dem Orte, wo er im Zusammenhang gefordert wird, selbständiger Gegenstand der Betrachtung, nicht Organ eines Ganzen, sondern selbst Ganzes. So oft er wiederholt wird, genügt es nicht, auf ihn hinzuweisen; sondern er wird immer, als wäre er etwas neues, neu dargestellt. Es fehlt H. ganz und gar die Kunst der Gruppierung und der Schattirung. Alles steht im Vordergrund, alles erscheint neben einander, wie die Figuren auf den antiken Reliefs. So tritt der Zusammenhang nicht hervor. Hieran sieht man deutlich, welches Gewicht jeder Gedanke bei ihm hat, und wie wenig H. ihn beherrscht. Jeder Gedanke, der in sein Bewusstsein tritt, beherrscht auch dasselbe und nimmt es ein, verweilt aber hier nicht nach seiner absoluten Wertigkeit an sich, oder mit Rücksicht auf seine Stellung zum Ganzen und auf das augenblickliche Bedürfnis, sondern so kurz oder so lang, als bis er von einem andren Gedanken verdrängt wird, der zuweilen bloß durch irgendwelche Association, also zufällig, angeregt ist. Daher fehlt es seinen Darstellungen an Stätigkeit und Zusammenhang, an fortwährend vermittelnden Uebergängen. Ein und derselbe Gedanke wird an mehreren Stellen, aber an keiner erschöpfend behandelt, und oft genug ohne Förderung wiederholt.\*)

Mit all dem hängt ein gewisser Mangel an Terminologie (im üblichen Sinne dieses Wortes) zusammen. Die Gedanken tragen ihr Leitwort an sich durch ihre Entstehung; aber sie werden nicht frei durch einen gewissen Terminus verdichtet und gestempelt, der sie ein für allemal benennt und ruft. Solche Termini werden nur durch ein System geschaffen, und sie stellen es heraus. Solch ein System fehlt bei H., und er will es nicht.

Ein System ist die ordnungsmäßige Ausbreitung der aus den Principien durch logische Operationen abgeleiteten Begriffe. Es liegt aber in H.s Forschungsweise, sich nicht einseitig solchen Deductionen hinzugeben, sondern fortwährend den Blick auf die Tatsachen gerichtet zu halten. Die empirischen Tatsachen und die logischen Folgerungen werden unausgesetzt mit einander verglichen und an einander gemessen. So wird nicht sowohl der Gedankengang unterbrochen, als sich vielmehr ein Ringen des Begriffs mit der

\*) Auch hierüber äußert sich H. selbst an der oben angeführten Stelle: *Schon im Gespräch ist es mir eigen, zu schnelle Uebergänge zu machen, und nicht lange genug bei Einem Gedanken zu verweilen. . . . Entwickelte ich jedes Einzelne genauer, so dafs eins wie von selbst aus dem andren entspränge, so wäre der Leser mitten in der Sache und würde nicht durch die Schwierigkeit, die er empfindet, an den Schriftsteller erinnert. Nun aber steht das Einzelne sehr häufig bloß in dem Zusammenhang, den es gerade in meinem Kopf hat: dieser ist immer mehr oder minder subjectiv.* Das heißt, der Zusammenhang erscheint als ein bloß subjectiver, weil er in H.s Darstellung nur nach psychologischem Associationsgesetz erfolgt ist, obwohl er objectiv vorhanden ist, auch von H. objectiv gedacht wird, nur dass in der durch seine Darstellung gegebenen Verbindung, weil sie bloß psychologisch veranlasst ist, die objective Verbindung nicht hervortreten kann und dem Leser nicht vorgelegt wird.

Tatsache einstellt, bei welchem eben so oft diese jenen modificirt und begrenzt, als jener diese umgestaltet und in das rechte Licht bringt. Dieses Ringen ist ein Drama in H.s Subjectivität, aber erzeugt kein objectives System und verschmährt es. Der Terminus würde bei H. ein unehrliches Mittel zum Kampfe bedeuten, eine Voraussetzung. Er könnte als Ausdruck eines Erfolges in jenem Ringen dienen, und das tut er auch, und so entsteht ein solches Leit- oder Stichwort. Geht man aber an ein neues Problem, so ist dieses, weil anderweitig errungen, hier nicht in den Kampf zu führen. Das also ist der Unterschied zwischen diesen beiden: der Terminus entsteht durch die logische Forderung des objectiven Systems; das Stichwort ist ein psychologisches Ereignis: dort ist Freiheit, hier Gebundenheit.

Aus H.s nie vollendetem Suchen ergibt sich endlich, dass er sein Object immer wieder von einer andren Seite aus ansieht. So gewinnt er ihm wohl immer neue Erkenntnisse ab, die aber notwendig immer verwant sind, und doch nie eine geschlossene Einheit bilden. Wie oft sie auch denselben Punkt treffen, so bleiben sie dennoch von einander getrennt, und man weiß nicht, ob und in wiefern man an ihnen dasselbe oder verschiedenes hat. Das Ganze wird dabei zersplittert. Man sieht ein Ganzes in Bildern, die von verschiedenen Seiten aufgenommen sind; und nun bleibt es dem Leser überlassen, diese Bilder zur Auffassung des Ganzen zu vereinen.

Diese Zersplitterung kann gelegentlich bis zum Gegensatz ausarten. H. ist höchst umsichtig, erwägt höchst sorgfältig. Derselbe Punkt in verschiedener Beleuchtung kann dann sehr verschieden erscheinen, und solche Differenz soll dann ausgeglichen werden, was zu neuen Gesichtspunkten führt.

Jeder Gesichtspunkt erzeugt sein Leitwort, und wir können ja darin die Termini H.s erkennen. Nur dass H. durch solche Worte doch nicht derartig gebunden sein kann, um sie unausgesetzt festzuhalten. Jeder Terminus ist allgemein und abstract; H.s Bewusstsein aber ist immer nur auf einen bestimmten Gedanken bezogen, für den der Terminus gar leicht zu umfassend, zu unbestimmt ist. H. denkt jeden Gedanken individuell, und so verlangt er dafür einen individuellen Ausdruck, dem der Terminus nicht genügt. So wählt er ein andres Wort, das diesem Bedürfnis wenigstens besser entgegen kommt, da es eine Modification enthält, an der ihm gerade hier viel liegt. Man hat also oft Veranlassung zu suchen, warum H. an einer bestimmten Stelle ein andres Wort setzt als an einer andren, obwohl im allgemeinen beide dasselbe bedeuten. Es sind eben nur Synonyma, und H. hat eine feine Synonymik. — Dies ist nun auch der Grund, warum sich H. öfter wiederholt. Der Gedanke erhält doch eine kleine Schattirung, die er noch nicht gehabt hat, und wär's eben nur durch die Stellung an diesem Platz.

Dies gilt alles selbst von denjenigen Arbeiten H.s, die in einem Gusse vollendet sind. Gehäufte aber muss es in unsrer Schrift hervortreten, die durch vielfaches Überarbeiten, Zusammenstücken, Einfügen und Umstellen entstanden ist. Wie H. sein eigener Interpolator im eigentlichsten Sinne werden konnte, liegt 63, 16. 17. klar vor. Gewissermaßen Interpolation liegt auch in 99, 25 ff. und auf S. 37 vor, und an noch vielen andren Orten. Da nämlich an jeder Stelle der Ausdruck genau der Stimmung H.s entspricht,

d. h. genau dem Punkte, bis zu dem die Entscheidung im Kampfe gelangt ist: so konnte es sich leicht ereignen, dass wenn H. später wieder an diese Stelle kam, er in anderer Stimmung hinzutrat, und so den Ausdruck änderte, oder dass er wenigstens einen Satz hinzufügte, welche einer verschiedenen Stimmung Ausdruck gab. Oft wurden spätere Stellen nach vorn gerückt, frühere hinter gestellt. So erscheinen Ergebnisse vorausgegriffen und Bedenken zu spät erhoben. Dieser Umstand stört sogar die subjective Einheit des Werkes.

Diese Mängel des H.schen Styls, verstärkt durch die sogleich darzustellenden Eigentümlichkeiten seines sprachlichen Ausdrucks, bewirken die Unklarheit der Schriften H.s, welche dieselben seinen Zeitgenossen wie den nachfolgenden Geschlechtern unverständlich machen mussten. Kann es hierüber ein gültigeres Zeugnis geben als das eines Kant? Kant sagt von dem Aufsätze *Ueber den Geschlechtsunterschied*: *Diese Abhandlung kann ich mir, so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu sein scheint, doch nicht entrühseln.* Und wenn man hier die Schuld auf Kants Alter und die Kürze des Aufsatzes schieben wollte, so würde ich noch hervorheben, dass auch Körner von H.s Versuch über Goethes Hermann und Dorothea, also einer so systematisch ausgeführten Schrift wie keine andre H.s, bemerkt, man *ohne in seinen Sätzen Gehalt*. Dies beweist, was ich schon oben sagte: H. wirkt stimmend, aber nicht bildend.

Und wenn alles dies den vorliegenden Commentar zu H. rechtfertigt, so wird es auch seine etwaigen Schwächen entschuldigen. Die Nachwelt ist in Bezug auf das Verständnis eines Denkers immer besser gestellt, als die Zeitgenossen. Ich halte heute für möglich, was Kant und Körner unmöglich war.

Wir kommen zu den rein grammatischen Verhältnissen seiner Rede. Er baut die Perioden recht schlecht, ohne Rhythmus und Symmetrie. Ja, seine längern Sätze sind kaum Perioden; die Glieder sind nicht in einander geflochten: es sind Einschachtelungen, oft recht mühsame. Die Participien finden häufigst Anwendung, aber nicht in ihrer wahren verbalen Kraft, sondern als regierende Adjectiva, zum Ersatz für Relativ-Sätze. Ein Satz, welcher beginnt (Anf. des §. 23): *Die von der durch die* kann nur abschrecken. Dass in solch einem Participial-Satz sich ein Substantivum befindet, dem ein Adjectiv-Satz beigegeben ist, dass also ein Satz in eine participiale Verbindung hineingezwängt wird, ist nicht selten (116, 1—4. 237, 25—29), wobei leicht der Artikel durch 2—3 Zeilen von seinem Substantivum getrennt werden kann. Oder in eine participiale Verbindung wird eine andre participiale Verbindung geschoben, wie 157, 12—13. H. liebt aber solche Participien so sehr, dass er zuweilen, wie die Mss. zeigen, die Relativ-Sätze in Participia umgestaltet.

Seine Perioden beweisen nicht etwa Unaufmerksamkeit, sondern im Gegenteil die höchste Aufmerksamkeit, aber nur darauf, ob sie der Form seines Gedankens passen. Er zieht die Sprache so straff wie möglich über den Gedanken. So ist nicht zu leugnen, dass das attributiv gesetzte Particip in strengerer Einheit zum Substantivum steht, als ein Relativ-Satz. Man darf auch, meine ich, nicht glauben, dass ein so proportional gebauter Satz



wie 16, 1—4 von H. erkünstelt ist; er ist der unbeabsichtigte Erfolg, nicht seines Gedankens an sich, aber der Weise, wie er ihn sich vorstellte, — in straffer Kürze. Ebenso 50, 20. 21, wo wie auch 52, 4—6 eine sehr natürliche Inversion der Glieder der Proportion eintritt. Zuweilen ist auch die Proportion ganz zerrissen, wie 60, 4—15: 15—28, weil jedes der Glieder eine gewisse Entwicklung forderte. Da zeigt sich sogleich H.s Schwäche der Formung. Wenigstens gestört ist sie 236, 21—25. Wer diese nicht selten wiederkehrende Proportion nicht beachtet, wird H. nicht verstehen; ja, Stellen wie die in der Einl. zu §. 5. Z. 24—28 werden ohne diese Aufmerksamkeit falsch verstanden werden; denn dort (27) geht *schaffend* nicht auf *Idee*.

Die Straffheit der Form gibt sich weiter in der Liebe H.s zu Zusammenziehungen (63, 7. 8. u. ö. auch in den Mss.) kund, zum Gebrauch demonstrativer Pronomina (*diesen, ihn*), welche auf ein erst folgendes Substantivum hinweisen, zu Ergänzungen aus dem Vorangegangenen. Beachtet man dies nicht, so können sehr leicht Misverständnisse entstehen. Buschmann hat hier öfter durch Interpolationen nachgeholfen; ich habe geglaubt, den ursprünglichen H.schen Styl herstellen zu müssen. Es ist doch auch nicht allzuhart, z. B. 359, 25 *Dialekt* zu ergänzen aus 23. Wer hieran Anstoß nimmt und dergleichen für einen Schreibfehler hält, durch Zufall erklärt, würde 192, 28 hinter *äußeren* nicht aus 27 *Bau* ergänzen wollen, sondern *äußeren* auf *Charakter* beziehen, womit der Sinn entstellt wäre. So bleibt häufigst hinter Adjectiven das Substantivum zu ergänzen, selbst wo dies erst folgt, wie 74, 21 hinter *wahren* das erst folgende *Welt*. 95, 7 ergibt sich *Kraft* aus 6, gerade so wie 299, 23 *Laut* hinter *articulirte* aus Z. 19 herabzuholen ist, und Abh. über d. Sprst. 242, 5 *Mundarten* hinter *vermischenden* aus Z. 2 ergänzt werden muss. Die seltsame Zusammenziehung 121, 2 oder 241, 1 kann nicht durch bloßes, durch ein Versehen entstandenes Ausfallen eines Wortes erklärt werden. Dies sind nur besonders auffallende Erscheinungen einer Eigentümlichkeit des H.schen Stils. Man beachte ferner 4, 3, wo sich *ihm* auf *Menschen* bezieht, das aber nur in *menschlichen* (2) steckt. 158, 13 bezieht sich *ihr* auf *Sylbe*, welches Wort sechs Zeilen vorausgeht, und drei Zeilen zuvor durch das Poss. *ihre* vertreten war. Bei keinem andren deutschen Schriftsteller wird man so oft wie bei H. auf *dieses* (gen. masc.) *jener* (gen. sg. fem. u. pl. c.) u. ä. ohne beigefügtes Subst. stoßen. — Wer an dergleichen Anstoß nimmt, könnte nicht die Schönheit eines Ausdrucks wie: *das zerstreut Gesammelte* (Ueber d. Gesch. c. I. Ende) vollkommen genießen.

Merkwürdig ist nun freilich, dass H., neben einer solchen Straffheit des Ausdrucks, doch auch Pleonasmen zeigt. Doch dürfte man berechtigt sein, dieselben dadurch wegzudeuten, dass man ihnen einen besondern Sinn oder Zweck oder Veranlassung unterlegt. Wenn 298,  $\frac{8}{9}$  von *immer gegenseitiger Wechselwirkung* die Rede ist, so sollte dies vielleicht bedeuten: immer tätiger Wechselwirkung. Indessen gerade hier wäre der Vorwurf des Pleonasmus vielleicht begründet. Denn auch 37, 8. 3, 7 findet sich *einander gegenseitig*, und doch ist gerade letztere Stelle in andrer Hinsicht wieder ein Beispiel kurzer Rede. Die Wörter *Wechselwirkung* und *einander* hatten für H. ihren Sinn zu sehr geschwächt, dagegen der Begriff war zu lebendig, als dass

nicht der Pleonasmus erklärlich wäre. — Ähnlich mag es sich verhalten in einer Stelle aus frühern Jahren, von uns im Anfang der Einleitung zu §. 2. 3 citirt, wo es heißt: *ungeachtet, . . . indess . . . dennoch*. Der Gegensatz forderte den stärksten Ausdruck. *Einzelnen zerstreut*. — Andre Fälle sind vielleicht mehr Prägnanz des Ausdrucks, wie 104, 13 *neue Geistesumformung*, eine Umformung, wodurch ein neuer, kräftigerer Geist entsteht; oder 288, 21 *neue Umbildung*, die Umbildung, wodurch neue Sprachen entstanden; oder es wird hier wie 290, 17 *Behandlung des ungebildeten Stoffes* (wenn es nicht als umbildende Behandlung des Stoffes zu nehmen ist) wirklich an zwei Umbildungen gedacht, an die erste, wodurch das Latein zersetzt ward, und die zweite, wodurch nach einem besondern Princip (das. 19) aus dem zersetzten Stoffe eine neue Form gebildet ward.

Ähnlich prägnant, und fern von Pleonasmus, ist 15, 27. *am würdigsten emporhebend*. Indessen scheinen solche Fälle, verbunden mit andren, von denen ich jetzt sprechen will, allerdings eine Neigung H.s zu vollem Klange zu veranlassen. So sagt er lieber *Wurzeln schlagen* als *wurzeln*, schreibt gelegentlich *mehr sorgfältig* 372, 23 für *sorgfältiger*; und aus demselben Grunde setzt er namentlich gern einen Genitiv statt des Adjectivs: 29, 30. *Einheit des Bildes* für einfaches Bild; 39, 14. *Totalität seines Umfangs* für seinen ganzen Umfang; 233, 26 f. *Charakter höhern Ernstes* für ernstern Charakter.

Durch Correcturen in den Mss. beweist er, dass er die nahe Aufeinanderfolge desselben Wortes vermeiden wollte.

Sonstige stylistische Fehler wüsste ich nicht anzugeben. Nur einmal ist mir ein schlecht durchgeführtes Bild aufgestoßen 236, 14—16. Der Schwung kann wohl emportragen, aber nicht auf eine Erweiterung und Verknüpfung gerichtet sein. Hier liegt aber vielmehr eine falsche Verbindung vor: es sollte heißen: der Schwung des . . . gerichteten Geistes.

Eigentümlichkeit im Gebrauche von Wörtern habe ich nur bei der Conjunction *da* bemerkt, welche häufig adversative Bedeutung hat = während; und das Particip. Perf. Pass. für das Particip. Präs. eines neutralen Verbum: gelegt = liegend.

Von rein grammatischen Dingen scheint mir nur H.s Behandlung der eingeordneten Adjectiva zu erwähnen. Als Regel wird man annehmen dürfen, dass er sie schwach flectire: *zweier wichtigen Sprachstämme* 40, 3., ähnlich 256, 30. 284, 2. Aber nicht nur das eingeordnete, auch das einem andren Adj. beigeordnete Adj. flectirt er schwach: *von etwas über den Ausdruck Ueberschiefsende-m, ihm selbst Mangelnde-n* 210, 21., wo Buschmann das in A stehende *n* in *m* verwandelt hatte. Ebenso heißt es *von diesem allen und allem diesen* 228, 13. 310, 10. Doch findet sich im Gegenteile, aber ganz erklärlich: *zu Einzellnem glücklich ausgedrücktem* 194,  $\frac{4}{5}$  für: Einzellnem, das glücklich ausgedrückt war, vom Nominativ: einzelnes glücklich ausgedrücktes; *fremder gestalteter Werke* 237,  $\frac{20}{21}$ , wo auf *gestalteter* der Nachdruck ruht; *alle andre Völker* 325, 30; *keine eigne Pronomina* 347, 13; *einiger . . . genommener Wörter* 372, 24. 25.

Endlich H.s Orthographie. Er ist hier nicht consequent, weder in seinen frühern oder spätern Drucken, noch in seinen Mss. Er schreibt 82, 4.

eigenhändig *Gebehrde*; aber sonst findet sich *Geberde*; *nemlich* und *nämlich*. Er schreibt *allmählich*; aber in Drucken wie Mss. lässt er auch *allmählig* stehen. Er schreibt *trift*, *setz*, *gieng*, den Infin. *seyn*, auch *Bewusstseyn*, *bey*; *Ursach* und *Ursache*, ersteres auch vor Consonanten, und hat 8, 9. das *e* hinzugesetzt, obwohl es vor einem Vocal steht; *Nahmen*, *ächt*, *selbstständig*, *Reflection*, *Flection*; *mannigfaltig*, aber in den Drucken auch *mannichfaltig*.

Zusammengesetzte Substantiva werden von H. ohne Trennung (also ohne Verbindungszeichen) geschrieben. Doch findet sich *Indo-Germanisch*. Zusammengesetzte Verba schreibt er oft getrennt: *da seyn*, *Statt haben*.

Zu erwähnen ist hier auch das stumme *e*. Regel scheint bei H., dass von zwei oder drei Schluss-Syblen mit *e* die erstere, dem Hauptton nähere, das tonlose *e* verliert, namentlich vor *l* und *n* der Endung; aber auch vor *r*, und wiederum besonders wenn den Stamm eine Media oder scharfes *s* und *ch* und *m* schließt: *vorhandnen*, *verschiednen*, *erfahrenen*, *andren*, *unsren*, *unsrigen*, *besondren*, *bescheidneres*, *unvollkommnere*, (wo drei *e* hinter einander folgen, wohl ausnahmslos) *eigne*, *ich sondre*, *angemeßne*, *ununterbrochne*, *sichren*, *vollkommne*. Doch alles dies kaum ohne Ausnahme, und zwar findet sich dicht neben der einen Schreibweise auch die andre. Vor dem Suff. *lung* fehlt das *e* meist: nicht nur *Entwicklung*, *Verwandlung*, *Handlung*, *Veredlung*, sondern auch *handlen*. Vor *rung* bleibt es: *Gliederung*; doch findet sich *innren*, *innern* und *inneren*; *die äufßren*, *äußern*, *äußeren*; *seltner*; *sichre*, *heitre*, *genausten*. Ferner schreibt H. oft *größeste*, nur nicht immer, und hat 132, 5. *größte* corrigirt; häufig *dies* für *dieses*, auch vor einem Substantivum. H. scheint in Bezug auf dieses *e* principiell, wenn auch nicht immer tatsächlich, genau seiner Aussprache gefolgt zu sein. So scheint z. B. folgendes nicht Zufall, sondern wol begründet: *in sehr verschiedenem Mafse und in sehr verschiedner Art*. Hier scheint mir das Schluss-*m* und -*r* eine andre Aussprache in Bezug auf die Folge von *d-n* zu bewirken; *dnem* wäre härter als *dner*.

Hieran knüpft sich das *e* der Genitive und Dative an. Auch hier finde ich keine festgehaltene Regel. Nur soviel steht fest, dass H. dieses *e* nicht liebte. Denn in seinen letzten Tagen, wo seine Hand dermaßen zitterte, dass er keinen geraden Strich mehr machen konnte, sondern der kürzeste verticale Strich ihm zur gezackten Linie ward, hat er im Ms. das *e* mancher Genitive und Dative gestrichen, auch das *e* von *Ursache*. Dies scheint beweisend. So hat er gewollt, dass geschrieben werde: *Volks*, *Schmucks*, *Scheins*, *Sprachsinns*, *Worts*, von welchen Wörtern einige sogar mehrmals mit durchstrichenem *e* vorkommen; aber er schreibt eigenhändig: *Zusammenhanges* (doch öfter noch, und in Drucken ohne *e*), und obwohl er oft *eigne* schreibt und das *e* 213, 31. streicht, schiebt er es 207, 28. selbst ein; ebenso *dem Gesange*. Jene Wörter mit bloßem *s* im Gen. haben nicht alle kurzen Vocal; er schreibt auch *Gefühls*, *Verkehrs*, *Welttheils*. Für den Dativ hat er das *e* häufig. Da ich in allen diesen Punkten keine Consequenz fand, wie es auch keine einzige deutsche Schrift geben mag, in der in dieser Hinsicht Consequenz herrschte, habe ich auch keine in H.s Werk hineinragen wollen. Durchweg habe ich nur das *s* von *Verbuns* gestrichen, weil es H. 142, 14. gestrichen,

und erst Buschmann es consequent hineingetragen hat. Ebenso bei *Nomen* und *Pronomen* und einigen andren Fremdwörtern.

Schließlich ist hier auch zu bemerken, dass H. meist den Gen. *des Gedanken* bildet; selten hat er ein *s* hinten angefügt. Ich habe hier durchweg *Gedankens* gesetzt, wie er selbst z. B. über d. Sprst. 255, 17 hat drucken lassen.

So habe ich nur noch zu erklären, dass hier im ganzen H.s Orthographie unverändert vorliegt. Dagegen herrscht in meinen Worten des Commentars und der Einleitungen die von mir auch sonst angewante, gemäßigt phonetische Rechtschreibung.

Zur Orthographie gehört auch die Interpunction. H. eigentümlich ist es, die Kommata in französischer Methode zu setzen. Darum erscheinen sie theils gehäuft, theils fehlen sie auch, nach der bei uns üblichen Weise beurteilt. Jede einigermaßen nachdrückliche adverbial objective Bestimmung wird in Kommata eingeschlossen. Aus seiner Neigung ferner für Participien in attributiver Stellung folgt, dass solche längere und Objecte regierende Attribute von dem voranstehenden Artikel des Substantivs, zu dem sie wie dieser gehören, durch ein Komma getrennt werden müssen; aber mit dem Substantivum selbst bleiben sie verbunden, und kein Komma trennt sie von ihm, nach der Formel: *das, zu dem Substantivum gehörige Attribut* u. s. w. Dagegen steht vor den einfachen Infinitiven kein Komma, wo wir es regelmäßig setzen. Andererseits setzt H. vor jedes, auch nur zwei Wörter verbindende *und*, oder gewöhnlich ein Komma.

Die indirecte Frage versieht H. mit einem Fragezeichen.

Ich habe H.s Interpunction in der Regel unverändert gelassen. Nur zuweilen habe ich Kommata in Semicola oder in Zeichen der Parenthese verwandelt oder ein Zeichen hinzugefügt, wo mir die Deutlichkeit dadurch zu gewinnen schien.